

Virginia Woolf (1882–1941)

Das Ringen, das ist es, was mir von Virginia Woolfs Schriftstellerinnen-Tagebuch im Gedächtnis geblieben ist. Ringen mit sich selbst und mit der Welt. Die Angst um das Buch, an dem sie gerade schreibt, und, sobald es fertig ist, die Sorgen und Ängste wegen dem, was die Kritiker darüber schreiben könnten. Und das jedes Mal aufs neue, bei jedem Buch. Die erste Idee, ein erster Titel, dann die Umgestaltung, ein zweiter Titel; wie sie vorankommt, der Triumph, wenn es vollendet ist, die Reaktionen von Freunden, das Vorwegnehmen feindseliger Ablehnung. Und dann ihr Mann, Leonard Woolf, der Verlag, den sie gemeinsam führen, sein Urteil, wenn wieder ein Buch fertiggestellt ist, die Reisen nach Frankreich und Italien, ihre Schwester, die gnadenlose Schärfe ihres eigenen Urteils auf literarischem und sozialem Gebiet, Bloomsbury, Vita Sackville-West, der Garten von Monk's House in Rodmell, das Verhältnis zum Personal, die Begegnungen mit Eliot, mit Bennett. Später der Krieg, die „Stimmen“, die sie verfolgen und schließlich in den Selbstmord treiben werden. Aber was zwischen all den Beziehungen und Ereignissen immer wiederkehrt, ist die Besessenheit vom Schreiben, der Kampf mit den Wörtern, die Angst vor dem Urteil. Es ist ein Gladiatorenkampf für eine Person, bei dem sie, um mit Roland Holsts Worten über Slauerhoff zu sprechen, sowohl Jäger als auch Opfer ist. Mitlesend wird man durch die Art, wie all das festgehalten wurde, zum Voyeur wider Willen, als wäre man irgendwie in ein Haus geraten, in dem man nichts zu suchen hat und nun etwas zu sehen bekommt, das einem langsam, aber sicher den Atem verschlägt.

Sussex, Rodmell, die Strecke, die sie viele hundert Male gefahren sein muß, auf dem Weg zu ihrem geliebten Monk's House. Sobald wir den *motorway* verlassen haben, sind wir in einem altmodischen England. Monk's House ist geschlossen, Ausnahmen gibt es nicht. Aber das macht nichts. Ihre Asche wurde in ihrem Garten verstreut, und der ist von der kleinen alten Kirche aus zu sehen, ein Garten in orgiastischer Blüte, wollüstig, aufreizend, kein schöneres Grab ist vorstellbar zu dieser Jahreszeit. Kinder spielen im so grünen Gras zwischen den alten Grabsteinen des Kirchhofs, steinernen Malen, denen die Namen ihrer Menschen abhanden gekommen sind. Die Kirche selbst ist das Herz einer Gemeinschaft, in der jeder jeden kennt. Ich lese die Worte im Buch der jüngst Verstorbenen und sehe ein Photo von Freddie Bleach an seinem dreihundert Jahre alten Webstuhl; er hat Bezüge für Kissen gewebt, die man hier *kneelers* nennt und die ihre kräftigen Farben den eigens vom Weber hergestellten Farbstoffen verdanken, jedes Kissen ist ein Unikat. Ich höre die Kinder draußen ein Lied singen und gehe dann durch die flimmernde Landschaft über den Weg, den sie selbst an jenem letzten Tag gegangen ist und der heute noch aus Sand besteht. In den Wassergräben Entengrütze, Sumpfdotterblumen, Schilf. An den Wegrändern Bartnelken und Löwenzahn, am Horizont langgestreckte, wellige Hügel. Auf dem Wasser der Ouse, das Ebbe und Flut gehorcht, drei Schwäne; sie überlassen sich der Strömung, so daß ich sehen kann, wie schnell sie ist. Am schlammigen Ufer liegen Steine. Es ist still. Ich schaue auf das bewegte Wasser und weiß, daß der Natur all unser Tun und Lassen gleichgültig ist, den Anschein gibt sie sich jedenfalls, wie immer.

Cees Nooteboom, aus Cees Nooteboom: *Tumbas. Gräber von Dichtern und Denkern*, Schirmer/Mosel, 2006